

Kommunikationsgeschichte und Geschlecht

Perspektivische Implikationen der Frauen- und Geschlechtergeschichte für die historische Kommunikationsforschung

Susanne Kinnebrock

Hinführung

Die Kommunikationsgeschichte befindet sich an der Schnittstelle zwischen Kommunikationswissenschaft und Geschichtswissenschaft. Und so ist es nur logisch, dass sie perspektivische und methodische Entwicklungen beider Disziplinen reflektiert. Mit Blick auf die (deutschsprachige) Geschichtswissenschaft sind deren zentrale Entwicklungen – die Hinwendung zur Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte – auch von historisch arbeitenden Kommunikationswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen (kritisch) verfolgt worden.¹

Zu einer Integration von frauen- und geschlechtergeschichtlichen Perspektiven ist es hingegen selten gekommen. Dies mag zum einen daran liegen, dass die Frauen- und Geschlechtergeschichte in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft ungleich schlechter etabliert ist als beispielsweise im angelsächsischen Raum.² Einen Mainstreamcharakter wie die Sozialgeschichte und zusehends auch die Kulturgeschichte konnte sie hier (bislang) nicht entwickeln.³ Und dies könnte ein Grund dafür sein, dass frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektivierungen von deutsch-

sprachigen Kommunikationshistorikern und -historikerinnen bislang nur selten aufgegriffen wurden.⁴

Dies ist insofern bedauerlich, als es sich bei der Geschlechtergeschichte um einen der dynamischsten und theoretisch avanciertesten historischen Forschungszweige handelt.⁵ Die konzeptionellen und methodologischen Fragen, die die Geschlechtergeschichte international angestoßen hat, könnten meines Erachtens auch für die Kommunikationsgeschichte anregend sein. Deshalb möchte ich hier perspektivische Neuorientierungen, die die verschiedenen Ansätze der historischen Gender Studies nahelegen, resümieren, reflektieren und am Beispiel der Entwicklung des Journalismus als Beruf greifbar machen. Dabei werde ich in zwei Schritten vorgehen. Im ersten Teil will ich die neuen Perspektiven vorstellen, die die Frauen- und Geschlechtergeschichte in die Geschichtswissenschaft eingebracht hat. Dabei werde ich im Wesentlichen chronologisch vorgehen, d.h. ich will mich zunächst den Perspektiven der sog. Frauengeschichte widmen und darlegen, warum und wie sie sich zur Geschlechtergeschichte transformierte. Natürlich kann die Entwicklung eines ganzen

¹ Vgl. exemplarisch die Ausführungen von Kurt Koszyk zur „Kommunikationsgeschichte als Sozialgeschichte“ (in: Max Kaase/Winfried Schulz (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde* [= Sonderheft 30 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie]. Opladen 1989, S. 46-56) oder auch Knut Hickethiers kulturgeschichtliche Herangehensweise in seiner „Geschichte des deutschen Fernsehens“ (Stuttgart/Weimar 1998).

² Vgl. z.B. die aktuelle Überblicksdarstellung zur Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte im Rahmen der Geschichtswissenschaft von Claudia Opitz: *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*. Tübingen 2005, S. 49-57.

³ Dabei sollte aber festgestellt werden, dass die Frauen- und Geschlechtergeschichte im deutschsprachigen Raum weniger mit Bezug auf den Umfang der Forschungsarbeiten ein Randdasein führt als vielmehr hinsichtlich der institutionellen Verankerung. Vgl. z.B. Andrea Griesebner: *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*. Wien 2005, S. 159-165.

⁴ Zwar sollen hier einzelne Beiträge in Sammelbänden, im „Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte“ und v.a. die drei Themenhefte von „medien & zeit“ (1/1987, 1/1995

und 2/2000) nicht unberücksichtigt bleiben, doch ist die Zahl der deutschsprachigen Monographien mit gleichermaßen kommunikations- wie geschlechterhistorischem Schwerpunkt gering. Beispielsweise finden sich in einer Auflistung der Buchpublikationen der kommunikationswissenschaftlichen Gender Studies zwischen 1997 und 2004 unter 86 Büchern gerade mal neun, die auch – nicht ausschließlich! – einen historischen Schwerpunkt setzen. Vgl. Elisabeth Klaus: *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus. Aktualisierte und korrigierte Neuauflage*. Münster 2005, S. 425-430.

⁵ Vgl. Claudia Opitz: *Geschichtswissenschaft*. In: Renate Kroll (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze, Personen, Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar 2002, S. 151-153; Dies.: *Um-Ordnungen der Geschlechter*, 2005, S. 37; Lynn Hunt: *The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History*. In: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hrsg.): *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*. Göttingen, S. 57-97, hier S. 59.

Forschungszweiges, die sich über mehr als 30 Jahre erstreckt, in diesem Rahmen nur äußerst cursorisch dargestellt werden. Deshalb werde ich hier auf die unterschiedlichen perspektivischen Schwerpunktsetzungen, die sich in verschiedenen Ländern ergeben haben, nicht eingehen, sondern der kompakten Darstellung halber die Debatten der US-amerikanischen und deutschsprachigen Forschung synthetisieren.

In einem zweiten Schritt werde ich dann die extrahierten historischen Gender-Perspektiven auf ein zentrales, aber nach wie vor vergleichsweise wenig beforschtes kommunikationshistorisches Arbeitsfeld, die Entwicklung des Journalismus als Beruf, übertragen. Dabei soll exemplarisch herausgearbeitet werden, welche konkreten Fragestellungen die verschiedenen Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte nahelegen würden.

1. Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte

Ausgangspunkt der Gender Studies – und dies gilt wohl übergreifend für Sozialwissenschaft und Geschichtswissenschaft – ist die Feststellung, dass Gesellschaften geschlechterbestimmt differenziert sind. Frauen und Männern werden unterschiedliche soziale Räume, soziale Praktiken und Formen des Habitus zugeschrieben oder – in weniger sozialwissenschaftlicher Terminologie – unterschiedliche Handlungsräume, Tätigkeiten und Verhaltensweisen. Ausgehend von dieser Überlegung hat es sich die historische Frauen- und Geschlechterforschung zur Aufgabe gemacht, „*Geschichtswahrnehmung generell so einzurichten, daß Menschen weiblichen Geschlechts und Menschen männlichen Geschlechts mit ihren geschlechtstypischen unterschiedlichen sozialen Pla-*

zierungen wie mit ihren Handlungsräumen sichtbar werden.“⁶ Darüber hinaus gilt es, den geschlechtlichen Symbolismus in seiner ganzen Bandbreite aufzudecken und seine Funktion beim Etablieren, Aufrechterhalten und Verändern von politischen, sozialen und kulturellen Ordnungen zu analysieren.⁷

Für die frühe Frauengeschichtsschreibung wurde die Kritik an der Unsichtbarkeit von Frauen konstitutiv. Gerda LERNER, eine 1938 geflohene Wienerin, die zu einer der profiliertesten Vertreterinnen der US-amerikanischen „Women Studies“ avancierte, klagte 1977 in einer Vorlesung: „*die Geschichte, so wie sie traditionell von Historikern aufgezeichnet und interpretiert worden ist, ist zweifellos eine Geschichte der Aktivitäten von Männern, geordnet nach den Wertvorstellungen der Männer [...]. Frauen kommen darin kaum vor ...*“⁸ Um dieser „*androzentrische[n] Verzerrung der Vergangenheit*“⁹ entgegenzuarbeiten, machten es sich die Vertreterinnen der Frauengeschichte zur Aufgabe, zunächst die Geschichte von Frauen zu entdecken. D.h. neue Quellen wurden gesucht bzw. alte unter neuem Blickwinkel erschlossen. Unter dem programmatischen Titel „Her-story“ (an Stelle von „History“) formierte sich die Frauengeschichte seit Ende der 1960er Jahre – zunächst an US-amerikanischen Universitäten und im Umkreis der US-Frauenbewegung. Dabei durchliefen die US-amerikanische und die außeramerikanische Frauengeschichtsforschung – wenn gleich zeitversetzt – ähnliche Phasen, in denen bestimmte Herangehensweisen dominierten. Die folgende Periodisierung stützt sich auf Joan W. SCOTT, die vielleicht bekannteste Geschichtstheoretikerin der Frauen- und Geschlechtergeschichte, die drei verschiedene Phasen der „Her-Story“ identifizierte, bevor sich die Frauengeschichte zur Geschlechtergeschichte erweiterte.¹⁰

⁶ Karin Hausen/Heide Wunder: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*. Frankfurt am Main/New York 1992, S. 9-18, hier S. 12.

⁷ Vgl. Joan W. Scott: *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*. In: *American Historical Review*. 91. Bd./Nr. 5 (1986), S. 1053-1075, hier S. 1054.

⁸ Gerda Lerner: *Frauen finden ihre Vergangenheit*. Grundlagen der Frauengeschichte. Frankfurt am Main/New York: Campus 1995, S. 163. Eine ähnliche Kritik formulierte für den deutschen Sprachraum Marie-Louise Janssen-Jurreit: *Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage*. 2. Auflage. Wien/München 1977, S. 28ff.

⁹ Gerda Lerner: *Unterschiede zwischen Frauen neu gefaßt*. In: Hanna Schissler (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt am Main/New York 1993, S. 59-79, hier S. 60.

¹⁰ Vgl. Joan W. Scott: *Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte*. In: Hanna Schissler (Hrsg.): *Geschlechter-*

verhältnisse im historischen Wandel. Frankfurt am Main/New York 1993, S. 37-58, hier S. 41-43. Andere Historikerinnen haben ähnliche, z.T. differenziertere, z.T. übergreifendere Einteilungen der Forschungsperspektiven getroffen – z.B. Lerner, *Frauen finden ihre Vergangenheit*, S. 141-143 und S. 164-175; Sieglinde Rosenberger: *Women's History – ein Fach macht Geschichte*. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*. 6. Jg./Nr. 2 (1995), S. 187-200, hier S. 192f.; Uta C. Schmidt: *Frauengeschichte und neuere Geschichtsbewegung*. In: Klaus Fröhlich (Hrsg.): *Geschichtskultur*. Pfaffenweiler 1992, S. 137-146, hier S. 140 und Hanna Schissler: *Einleitung. Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte*. In: Dies. (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt am Main/New York 1993, S. 9-36, hier S. 16. Sie widersprechen aber Scotts Klassifizierung nicht grundlegend.

Frauengeschichte: Ergänzungsansatz¹¹

Zunächst stand die Annäherung an die ‚Heldinnen‘ der Frauengeschichte und ihre Organisationen im Zentrum, so dass v.a. über die Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation biographisch gearbeitet wurde und die Organisationsgeschichte der Frauenbewegungen Thema war.¹² Dabei wurden jedoch die Relevanzkriterien, Bedeutungshierarchien und Kategorisierungen der etablierten Geschichtsschreibung kaum hinterfragt. Die Aktivitäten der Frauenrechtlerinnen wurden in allgemeine historische Kategorien ‚eingepasst‘,¹³ d.h. sie wurden an den für ‚Geschichtemachende‘ Männer üblichen Maßstäben gemessen, denen sie freilich nur bedingt entsprechen konnten. Denn nur in Ausnahmefällen waren Frauen so mächtig, berühmt oder gebildet wie männliche ‚Größen‘ ihrer Zeit, so dass Sieglinde ROSENBERGER zu dem harten Urteil kommt: *„Weiblichkeit wurde implizit als Inferiorität fortgeschrieben.“*¹⁴

Darüber hinaus blendeten (frühe) Studien, die der *„Repressionsthese“*¹⁵ anhängen, d.h. Studien, die mit Verweis auf den Gleichheitsgrundsatz Diskriminierung, Unterdrückung und Opferrolle von Frauen thematisierten, häufig aus, dass Frau-

en innerhalb ihrer (engen) Handlungsspielräume durchaus gestaltend eingriffen und somit auch in einer männerzentrierten Welt auf eine von ihnen selbst bestimmte Weise ‚funktionierten‘.¹⁶ So lässt sich für die frühe historische Frauenforschung, die Frauen als Heldinnen oder Opfer ‚hinzuzufügen‘ suchte, resümieren, dass zwar ein neues Thema aufgetan war: die Geschichte der Frauen. Der androzentrische Charakter zahlreicher historischer Kategorien wurde hingegen kaum hinterfragt.¹⁷

Exkurs: Feminismus und Frauengeschichte

Ein Grund für diese aus heutiger Perspektive beinahe naiv anmutenden Herangehensweisen mag gewesen sein, dass ein beachtlicher Teil dieser frühen Studien von einem feministischen Impetus getragen wurde, der Parteilichkeit, Betroffenheit und Subjektivität zu methodischen Postulaten erhob und eine enge Bindung an die politische Praxis der Frauenbewegung anstrebte.¹⁸ Das Konstrukt einer überzeitlichen kollektiven Frauen-Identität sollte mit historischem Material unterfüttert werden und der damaligen Frauenbewegung ideologischen Rückhalt geben.¹⁹ Diese

¹¹ Gerda Lerner differenziert die hier als „Ergänzungsansatz“ zusammengefassten Tendenzen auch als „kompensatorischen“ und „kontributorischen“ Ansatz, wobei die kompensatorische Frauengeschichtsschreibung versucht, ‚bedeutenden‘ Männern ‚bedeutende‘ Frauen an die Seite zu stellen, während die kontributorische Frauengeschichtsschreibung darauf zielt, den Beitrag von Frauen in allen Lebensbereichen sichtbar zu machen. Vgl. Gerda Lerner: Welchen Platz nehmen Frauen in der Geschichte ein? Alte Definitionen und neue Aufgaben. In: Elisabeth List/Herlinda Studer (Hrsg.): Denkerhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt am Main 1989, S. 334-352. Bea Lundt wiederum bezeichnet diese Phase der Frauengeschichte als „additive Phase“. Vgl. Bea Lundt: Frauen- und Geschlechtergeschichte. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): Grundkurs Geschichte. Reinbek bei Hamburg 1998, S. 579-597, hier S. 581.

¹² Diese Entwicklung wird für die USA z.B. von Gerda Lerner (Frauen finden ihre Vergangenheit, S. 39-49) aufgezeigt und für Deutschland resümiert von Karin Hartewig: Neue Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte. In: Archiv für Sozialgeschichte. 35. Band (1995), S. 419-444, hier S. 424f.

¹³ Vgl. Scott, Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte, S. 41.

¹⁴ Rosenberger, Women's History, S. 193

¹⁵ Die Begrifflichkeit „Repressionsthese“ findet sich beispielsweise bei Opitz, Um-Ordnungen der Geschlechter, S. 203.

¹⁶ Vgl. Lerner, Frauen finden ihre Vergangenheit, S. 27, S. 144 und Uta C. Schmidt: Wohin mit ‚unserer gemeinsamen Betroffenheit‘ im Blick auf die Geschichte? Eine kritische Auseinandersetzung mit methodischen Postulaten der feministischen Wissenschaftsperspektive. In: Ursula A. J. Becher/Jörn Riisen (Hrsg.): Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen

zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung. Frankfurt am Main 1988, S. 502-516, hier S. 509. Kritik an der Opferrolle wurde auch im deutschsprachigen Raum bereits früh geübt, z.B. im von Claudia Honegger und Bettina Heintz herausgegebenen Sammelband „Listen der Ohnmacht“ (Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen. Frankfurt am Main 1981) und 1983 bei Christina Thürmer-Rohr (Der Chor der Opfer ist verstummt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 7. Jg./Nr. 11 [1984], S. 71-84), die sich mit BDM-Aktivistinnen und KZ-Wächterinnen befasst hatte. Vgl. resümierend Griesebner, Feministische Geschichtswissenschaft, S. 77f.

¹⁷ Vgl. auch Gisela Bock: Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven. In: Karin Hausen (Hrsg.): Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. München: C.H. Beck 21987, S. 24-62, hier S. 29 und Gerda Lerner, Unterschiede zwischen Frauen neu gefaßt, S. 73.

¹⁸ Vgl. die stark rezipierten Postulate von Maria Mies: Methodische Postulate zur Frauenforschung, dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 7. Jg./Nr. 11 (1984), S. 7-25 und dies.: Frauenforschung und feministische Forschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 7. Jg./Nr. 11 (1984), S. 40-60.

¹⁹ Vgl. zur Entwicklung dieses Prozesses Cornelia Behnke und Michael Meuser: Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen 1999, S. 19-29. Vgl. zu kritischen Bewertung dieses Prozesses Rosenberger, Women's History, S. 199f. und Uta C. Schmidt: Für eine disziplinäre Matrix feministischer perspektivierter Geschichtswissenschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. 6. Jg./Nr. 2 (1995), S. 237-255, hier S. 243.

Zielvorgabe bedeutete jedoch für die feministisch inspirierte Geschichtsschreibung ein Dilemma, denn ihre Arbeiten setzen sich der Kritik aus, eher der politischen Legitimation als der historischen Spurensuche zu dienen, nicht objektiv, sondern letztlich unwissenschaftlich zu sein.

Eine lebhafte wissenschaftliche Debatte über Methoden und Perspektiven der (Frauen-) Geschichte wies schließlich Wege zur Weiterentwicklung einer dezidiert feministischen Geschichtsforschung,²⁰ als deren Leitfaden das Interesse an der Frauenbefreiung gelten kann.²¹ Folgt man dem Resümee Jörn RÜSENS, dann kristallisierten sich zwei zentrale Punkte heraus, wie sich aus der Standpunktbezogenheit der feministischen Geschichtsschreibung Erkenntnispotenziale ergeben können: erstens durch die Klärung des erkenntnisleitenden Interesses bei zweitens gleichzeitiger Einhaltung der Regeln der historischen Methode:²² „Standpunkte ermöglichen Perspektiven, und Perspektiven erschließen (über Fragen) Erfahrungen der Vergangenheit; insofern ist Parteilichkeit konstitutiv für Erkenntnis. [...] Wissenschaftliche Objektivität besteht nicht darin, [...] Standpunkte und Interessen aus dem Erkenntnisprozess zu eliminieren, – das würde nur zu einer Verdrängung führen, die das Verdrängte um so wirkungsvoller macht, als es nicht mehr kognitiv und methodisch kontrolliert werden kann. Objektivität besteht vielmehr darin, daß und wie standpunktabhängige und normengeleitete historische Perspektiven explizit entworfen und begründet werden.“²³

RÜSEN sah demnach in der Explizierung feministischer Standpunkte v.a. eine Chance, das Reflexionsniveau von (frauengeschichtlicher) Forschung zu heben.

Was die methodischen Neuerungen anbelangt, so war es Anliegen einer feministischen Geschichtswissenschaft, die Lebenszusammenhänge und Erfahrungen von Frauen entlang ihrer eigenen Relevanzkriterien zu erheben, was im Rahmen eines gleichberechtigten kommunikativen Aus-

tauschs zwischen Forscherin und Beforschter erfolgen sollte. In der Folge wurden – neben ‚privaten‘ Quellen wie Tagebüchern und Briefen – ‚qualitative‘ Verfahren und ‚offene‘ Methoden bevorzugt, v.a. narrative Interviews.²⁴ RÜSEN weist allerdings darauf hin, dass der Einsatz ‚neuer‘ Quellen die historische Methode in ihrer systematischen Einheit von Heuristik, Quellenkritik und Interpretation nicht tatsächlich in Frage stellt. Vielmehr setze eine reflektierte feministische Geschichtsforschung gerade beim methodischen Regulativ der Quellenkritik an, indem sie nicht nur Aussagekraft ihrer ‚neuen‘ Quellen kritisch prüfe, sondern darüber hinaus aufzeige, inwieweit traditionelle Studien ihren eigenen quellenkritischen Ansprüchen nicht gerecht werden – wenn sie nämlich ignorieren, dass Aussagen und Tatsachen großenteils geschlechtsbedingt zustande kommen.²⁵

Festhalten möchte ich hier zweierlei: Zum einen bedeutet eine feministische Perspektivierung keinesfalls eine perspektivische und methodische Einschränkung, sondern – bei entsprechender Explizierung, Kontextualisierung und damit Entideologisierung – eine Öffnung für neue Erkenntnis und ein Korrektiv zur Neubewertung bestehender Erkenntnisse. Zum anderen ist eine feministische Perspektivierung nicht zwingend an die Aufarbeitung der Geschichte von Frauen gebunden, sondern kann gleichermaßen in anderen Forschungsfeldern der Geschichtswissenschaft zum Tragen kommen.

Frauengeschichte: Kritische Fraueneigen-Geschichte

Mit dem Explizieren eigener Standpunkte und Perspektiven ging die Infragestellung etablierter Geschichtsdeutungen einher. Letzterem widmete sich eine Richtung der Frauengeschichte, die ich hier als „kritische Fraueneigen-Geschichte“ zusammenfassen möchte. Untersu-

²⁰ Vgl. resümierend Behnke/Meuser, *Geschlechterforschung*, S. 30-38 und Opitz, *Um-Ordnungen der Geschlechter*, S. 28. Vgl. zur Dokumentation der Debatten Becher/Rüsen, *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive*.

²¹ Vgl. Herta Nagl-Docekal: *Feministische Geschichtswissenschaft*. In: *L'Homme*. 1. Jg./Nr. 1 (1990), S. 7-18, hier S. 18.

²² Ähnlich argumentiert auch Uta C. Schmidt, wenn sie sich für eine „methodisch geregelte Parteilichkeit“ ausspricht (Für eine disziplinäre Matrix feministisch perspektivierter Geschichtswissenschaft, S. 241).

²³ Jörn Rüsen: ‚Schöne‘ Parteilichkeit. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. In: Becher/Rüsen, *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive*, S. 517-

542, hier S. 523 und S. 532.

²⁴ Vgl. resümierend Eva Blimlinger und Ela Hornung: *Feministische Methodendiskussion in der Geschichtswissenschaft*. In: Johanna Gehmacher/Maria Mesner (Hrsg.): *Frauen und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven*. Innsbruck u.a. 2003, S. 127-142, hier S. 130f., wobei diese Methodendiskussion stark inspiriert war von Lerner, *Welchen Platz nehmen Frauen in der Geschichte ein?* S. 339.

²⁵ Vgl. Rüsen, *Schöne Parteilichkeit*, S. 531f. Rüsen kritisiert hier v.a., dass ein Großteil der Aussagen über weibliche Lebenszusammenhänge im Hinblick auf die Vergangenheit von Männern getätigt wurde und dies oft nicht kritisch hinterfragt wurde.

chungen mit diesem Ansatz hinterfragen, ob etablierte Deutungsmuster (z.B. Fortschritt-Rückschritt),²⁶ soziale Kategorisierungen (z.B. nach Ständen oder Schichten) sowie Periodisierungen der Allgemeingeschichte tatsächlich hilfreich sind, wenn es darum geht, die Lebensverhältnisse und Handlungsräume von Frauen zu beschreiben. Denn Phasen des ‚Fortschritts‘ konnten sich für Frauen auch ganz anders darstellen. Beispielsweise konnten sich Fortschritte auf dem Wege zur Demokratie (so die Etablierung rechtsstaatlicher Prinzipien und deren Kodifizierung in Verfassungen bzw. Gesetzen) für Frauen durchaus ‚rück-schrittlich‘ auswirken (z.B. durch den expliziten Ausschluss von politischen Rechten).²⁷ Abhängig von ‚anderen‘ Konstanten, die sich v.a. auf den Bereich der Reproduktion beziehen (z.B. Möglichkeiten der Familienplanung) und jenseits der traditionellen historischen Epochen das Leben von Frauen formten, werden neue Kategorien und Zeiteinteilungen gefordert, die grundlegend für die ‚andere‘ Geschichte der Frau werden sollen.²⁸

Frauengeschichte: Fraueneigen-geschichte mit Fokus Frauenkulturen

Gesellschaften bildeten in der Vergangenheit nicht nur Sphären heraus, die primär Frauen zugeteilt wurden, sondern Frauen gestalteten diese Sphären auch aktiv zu Räumen mit einer spezifischen Frauenkultur. Und damit bin ich bei einer zweiten Richtung der Fraueneigen-geschichte, der Erforschung dieser Frauenkulturen – verstanden als Beziehungsgeflechte zwischen Frauen, innerhalb derer eigenständig Interessen, Normen

und Interpretationsmuster entwickelt wurden.²⁹ Schon mit Blick auf die Kommunikations-geschichte lässt sich dieser Ansatz beispielsweise bei Ulla WISCHERMANN nachweisen, die sich mit den (Teil-)Öffentlichkeiten rund um die erste deutsche Frauenbewegung beschäftigte. Dabei zeigt sie auf, welche enorme Bedeutung personale Netzwerke und ‚private‘ Kommunikationsformen für die Herausbildung einer Gruppenidentität, das Artikulieren politischer Ziele und schließlich für das Aufrechterhalten des gesamten Kommunikationsgefüges der Bewegung entwickelten.³⁰

Resümierend lässt sich für die Frauengeschichte festhalten, dass sie viel zur Spurensicherung beitragen konnte und v.a. deutlich gemacht hat, dass die mangelnde Präsenz von Frauen in den historiographischen Darstellungen nicht der Quellenlage, sondern den bislang angelegten Perspektiven geschuldet ist.³¹ Doch birgt die Konzentration auf die ‚andere‘ Geschichte der Frauen auch Gefahren. So wichtig es ist, spezifisch weibliche Erfahrungen, Alltagspraktiken und Handlungsräume zu erforschen und in adäquate Kategorien zu fassen, so problematisch wäre es, Frauen als eigenes Thema innerhalb der Geschichtswissenschaft zu isolieren und eine Unabhängigkeit der Frauengeschichte von der Männer-, Sozial-, Alltags-, Kultur- und Universalgeschichte zu postulieren.³²

Geschlechtergeschichte

Als ein zentraler Orientierungspunkt zur Verortung der Frauengeschichte bot sich zunächst die Männergeschichte an. Erst unter Einbeziehung der sozialen Platzierung von Män-

²⁶ Das Deutungsmuster „Fortschritt“ ist eng verbunden mit der Modernisierungstheorie, die vielen Geschichtsdarstellungen als Interpretationsrahmen zugrunde liegt. Vgl. zur Kritik an der Modernisierungstheorie und ihrer zuweilen nicht explizierten Anwendung Hunt, *Challenge of Gender*, S. 82-97.

²⁷ Siehe zu weiteren Beispielen Joan Kelly-Gadol: *Soziale Beziehungen der Geschlechter. Methodische Implikationen einer feministischen Geschichtsbetrachtung*. In: Barbara Scheffel-Hegel/Barbara Watson-Franke (Hrsg.): *Männer Mythos Wissenschaft. Grundlagentexte zur feministischen Wissenschaftskritik*. Pfaffenweiler 1989, S. 15-32, hier S. 18f.

²⁸ Vgl. ebd., S. 19f. Kelly-Gadol thematisiert aber zugleich die Problematik von Periodisierungen, die an die Reproduktion gekoppelt sind. Sie liegt ihrer Meinung nach darin, „daß die psychosexuelle Entwicklung und die Familienstrukturen von den allgemeinen sozialen Veränderungen ausgegrenzt oder die kausalen Zusammenhänge völlig verkehrt werden.“ (S. 20). Beispiele für Fraueneigen-geschichten, die gängige Periodisierungen modifizieren, sind zwei auch auf Deutsch

veröffentlichte Werke: die von den Franzosen George Duby und Michelle Perrot herausgegebene fünf-bändige „Geschichte der Frauen“ (Frankfurt am Main/New York 1993-1995) und Bonnie Andersons und Judith Zinssers zunächst in den USA veröffentlichte Monographie „Eine eigene Geschichte. Frauenleben in Europa“ (2 Bände. Frankfurt am Main 1995).

²⁹ Vgl. Scott, *Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte*, S. 43.

³⁰ Vgl. Ulla Wischermann: *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke, Gegen-öffentlichkeiten, Protestinszenierungen*. Königstein/Taunus 2003.

³¹ Vgl. Giesebrner, *Feministische Geschichtswissenschaft*, S. 89.

³² Vgl. Scott, *Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte*, S. 44. Diese Problematik einer Fraueneigen-geschichte wurde schon früh von Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte thematisiert, so z.B. 1976 von Natalie Zemon Davis: ‚Women’s History‘ in Transition. *The European Case*. In: *Feminist Studies* 3 (1976), S. 83-103.

nen und ihrer Handlungsräume konnte das Verhältnis der Geschlechter untereinander, ihre vielfältigen Beziehungen, aber auch die Diskurse über das Geschlechterverhältnis in den Blick genommen werden. Wo wird Gender – das soziale oder kulturelle Geschlecht – greifbar und wirkungsmächtig? Das ist die Frage, der die Geschlechtergeschichte primär nachgeht. Dabei lassen sich grob drei Richtungen unterscheiden: erstens ein dekonstruktivistischer Ansatz, der v.a. untersucht, wie und wo Gender diskursiv hergestellt wird, zweitens akteursorientierte Ansätze, die auf die gesellschaftlichen sowie individuellen Lebenswirklichkeiten fokussieren, sowie drittens integrative Ansätze, die beide Herangehensweisen zu synthetisieren trachten.

Geschlechtergeschichte: radikaler Dekonstruktivismus

Die dekonstruktivistische oder auch post-strukturalistische Geschlechtergeschichte ist eng mit Joan W. SCOTT verbunden, die mit ihrem 1986 erschienen Aufsatz „Gender: A Useful Category of Historical Analysis“ den „linguistic turn“ in der Geschlechtergeschichte einleitete und eine lang anhaltende wissenschaftstheoretische Debatte auslöste.³³ Ziel der dekonstruktivistischen Geschlechterforschung ist es, die Konstruktionsprozesse der Geschlechterdifferenz sichtbar zu machen, wobei nicht primär solche Forschungsgegenstände in den Fokus genommen werden, die offensichtlich geschlechterbestimmt sind (weil sie an Personen mit biologischem Geschlecht gebunden sind). Vielmehr interessiert die Frage, wie Geschlecht unsere gesamte – vermeintlich geschlechtsfreie – Umwelt durchzieht, inwieweit also Geschlecht Teil der symbolischen, politischen und sozialen Ordnung ist und Hierarchien und Machtverhältnisse markiert. „*Gender is a primary way of signifying relationships of power*“, resümierte SCOTT bereits 1986.³⁴ Damit war die Reichweite der Kategorie

Geschlecht enorm ausgeweitet und die Diskursanalyse avancierte zur bevorzugten Methode. Denn sie versprach die Konstruktionsprozesse der Geschlechterdifferenz sichtbar zu machen, d.h. aufzudecken, wie kulturelle Symbole, normative Konzepte (die vorgeben, wie Symbole zu lesen sind), soziale Institutionen und Organisationen, aber auch Alltagspraktiken und Identitätsangebote in Diskursen bipolar konzipiert, hierarchisiert und geschlechtlich attribuiert werden.³⁵ In dieser auf Sprache fokussierten Sichtweise sind Herrschaftsverhältnisse v.a. die Folge von Definitionsmacht, d.h. der Dominanz über kulturelle Symbole und Repräsentationsformen.³⁶ Menschliche Erfahrungen, Handlungen und Beziehungen geraten dabei allerdings aus dem Blick bzw. wurden einer ‚Diskursivierung‘ unterzogen.³⁷ Dies geschah v.a. mit dem Argument, dass selbst diejenigen Bereiche, die am engsten an das menschliche Innenleben gebunden sind, nämlich Erlebens- und Erfahrungsweisen, nicht als ‚authentisch‘ zu begreifen seien, sondern auch als Interpretationen, die erst durch die Versprachlichung bzw. Diskurse geformt und zugänglich gemacht würden.³⁸

Der ‚Diskursivierung‘ fielen neben der Erfahrung noch weitere zentrale Zielpunkte historischer Analyse zum Opfer, wobei Judith BUTLERS Dekonstruktion von Identität (und damit verbunden Handlungsfähigkeit und Subjekthaftigkeit) wegweisend wurde.³⁹ Die Existenz einer ‚eigenen‘, prädiskursiven Identität sei – so BUTLER – eine Fiktion. Die menschliche Identität bestehe nicht vor und unabhängig von den dominanten Diskursen, sondern werde durch sie – vorrangig als Geschlechtsidentität – dem einzelnen ‚eingeschrieben‘.⁴⁰ Damit ist gemeint, dass die Ursprünge der menschlichen Handlungen nicht in individuellen Identitäten zu suchen seien, sondern auf sog. diskursiv vorgegebenen ‚Handlungsskripts‘ basierten, die von Menschen dann ‚performiert‘ würden. Identität entstehe durch die stilisierte Wiederholung dieser

³³ Vgl. aktuell z.B. Ulrike Strasser: Jenseits von Essentialismus und Dekonstruktion. Feministische Geschichtswissenschaft nach der Linguistischen Wende. In: L’Homme. 11. Jg./Nr. 1 (2000), S. 124-129; Claudia Opitz: Gender – eine unverzichtbare Kategorie der historischen Analyse. Zur Rezeption von Joan W. Scotts Studien in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: Claudia Honegger/Caroline Arni (Hrsg.): Gender – die Tücken einer Kategorie. Zürich 2001, S. 95-119; Marguërite Bos/Bettina Vincenz/Tanja Wirz (Hrsg.): Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Zürich 2004.

³⁴ Scott, Gender: A Useful Category of Historical Analysis,

S. 1067.

³⁵ Ebd., S. 1067-1069.

³⁶ Vgl. Opitz, Um-Ordnungen der Geschlechter, S. 63.

³⁷ Vgl. Ute Daniel: Erfahrung – (k)ein Thema der Geschichtstheorie? In: L’Homme. 11. Jg./Nr. 1 (2000), S. 120-123.

³⁸ Vgl. Joan W. Scott: The Evidence of Experience. In: Critical Inquiry. 17. Jg./Nr. 4 (1991), S. 773-797, S. 777-780.

³⁹ Vgl. Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 1991.

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 205, S. 211.

Skripts.⁴¹ Es interessieren – um es salopp zu formulieren – nur die vollendeten Taten, nicht die Täter oder Täterinnen.⁴²

Geschlechtergeschichte: Akteursorientierte Ansätze

Die radikale dekonstruktivistische Auffassung, die Geschlecht vorrangig als Diskurskategorie im historischen Prozess der Zeichenverwendung und Bedeutungskonstitution zu untersuchen sucht, hat heftigen Widerspruch herbeigeführt.⁴³ Laura Lee DOWNS überschrieb eine Replik auf Joan Scott mit den Worten: „If ‚Woman‘ is just an empty category, then why am I afraid to walk alone at night?“⁴⁴ und betonte damit, dass Gender nicht nur Diskurse durchzieht, sondern auch gelebt wird. Deshalb sei es auch in Erfahrungen aufzuspüren und durchziehe als „Doing Gender“ zudem Alltagspraktiken und Handlungen.⁴⁵ Der Fokus auf „Experience“ und „Agency“ prägt eine Richtung der Geschlechtergeschichte, die ich hier als akteursorientierte Herangehensweise zusammenfassen will. Sie weist eine bemerkenswerte Affinität zur Alltags- und Sozialgeschichte auf, fordert aber über diese hinausgehend, in der Geschichte Frauen als Frauen und Männer als Männer sichtbar zu machen – mit all ihren unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten und Handlungsspielräumen, Erfahrungen und unterschiedlichen Platzierungen. Dieser Ansatz ist durchaus radikal, denn – so Karin HARTEWIG – „er zieht die Idee einer Universalgeschichte noch nachdrücklicher in Zweifel durch den Anspruch, nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer in der Geschichte sichtbar

zu machen und danach zu fragen, wie das Verhältnis der Geschlechter die Kohäsion und das Funktionieren von Gesellschaften bestimmt.“⁴⁶

Diese Form einer akteursorientierten Geschlechtergeschichte hat aber nicht nur kritisches Potenzial hinsichtlich der Allgemeingeschichte, sondern ist auch in der Lage, die Bedeutung von Geschlecht selbst in Frage zu stellen. Denn die vertiefte Untersuchung von Handlungs(spiel)räumen und sozialer Platzierung hat verdeutlicht, welche Grenzen neben dem Geschlecht von großer Relevanz sind. Neben Klasse/Stand und Ethnie waren dies v.a. Alter und Zivilstand, Nationalität und Religionszugehörigkeit. Diese Kategorien relativieren bzw. brechen die Bedeutung von Geschlecht. So ist es bezeichnenderweise ein Ergebnis der Geschlechtergeschichte, dass in ständischen Gesellschaften Geschlecht eine deutlich geringere strukturierende Kraft besaß als im bürgerlichen Zeitalter.⁴⁷

Geschlechtergeschichte: Integrative Ansätze

Resümierend lässt sich feststellen, dass die Debatte um Perspektiven der Geschlechtergeschichte keineswegs beendet ist. Allerdings werden Diskurs und Erfahrung nicht mehr als Gegensätze konzipiert.⁴⁸ Dass Erfahrung nur in versprachlichter Form historisch bearbeitet werden kann, ist inzwischen ebenso anerkannt wie das Zusammenspiel von Diskurs und Subjekt. Damit ist gemeint, dass Personen – „concrete historical women“⁴⁹ in den Worten Mary POOVEYS – sowohl an der Formung von Diskursen beteiligt

⁴¹ Vgl. Judith Butler: Performative Acts and Gender Constitution. An Essay in Phenomenology and Feminist Theory. In: Sue-Ellen Case (Hrsg.): *Performing Feminism*. Second Edition. Baltimore/London 1990, S. 270-282.

Vgl. zur Zusammenfassung historisch relevanter Aspekte von Butlers Dekonstruktivismus Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft*, S. 136f.

⁴² Butler selbst schreibt: „Meine These ist dagegen, daß es keinen ‚Täter hinter der Tat gibt‘, sondern daß der Täter in unbeständiger, veränderlicher Form erst in und durch die Tat hervorgebracht wird.“ (Unbehagen der Geschlechter, S. 209). Es sei hier am Rande bemerkt, dass die deutsche Geschichtswissenschaft die ‚linguistische Wende‘ nur bedingt mit vollzogen hat, was wohl damit erklärt werden kann, dass es Unbehagen bereitet, Phänomene der deutschen Geschichte wie beispielsweise den Holocaust lediglich als Repräsentation von Taten (ohne Täter) zu erfassen. Vgl. hierzu auch Hartewig, *Neue Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte*, S. 439.

⁴³ Vgl. zur kritischen Aufnahme des ‚linguistic turn‘ die Darstellungen von Kathleen Canning: *Feminist History after the Linguistic Turn: Historicizing Discourse and Experience*. In: *Signs*. 19. Jg./Nr. 2 (1994), S. 368-404;

Elizabeth A. Clark: *The Lady Vanishes. Dilemmas of a Feminist Historian after the ‚Linguistic Turn‘*. In: *Church History*. 67. Jg./Nr. 1 (1998), S. 1-31 und Strasser, *Jenseits von Essentialismus und Dekonstruktion*.

⁴⁴ Laura Lee Downs: *If ‚Woman‘ is Just an Empty Category, Then Why Am I Afraid to Walk Alone at Night? Identity Politics Meets the Postmodern Subject*. In: *Comparative Studies in Society and History*. 35. Jg./Nr. 2 (1993), S. 414-437.

⁴⁵ Vgl. Candace West/Don H. Zimmerman: *Doing Gender*. In: Judith Lorber/Susan A. Farrell (Hrsg.): *The Social Construction of Gender*. Second Edition. Newury Park/London/New Delhi 1991, S. 13-37.

⁴⁶ Hartewig, *Neue Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte*, S. 438.

⁴⁷ Vgl. Heide Wunder: *‚Er ist die Sonn‘, sie ist der Mond‘. Frauen in der frühen Neuzeit*. München 1992, S. 264.

⁴⁸ Vgl. z.B. Mary Poovey: *Feminism and Deconstruction*. In: *Feminist Studies*. 14. Jg./Nr. 1 (1988), S. 51-65 und aktuell Kathleen Canning: *Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Materialität und Narrativität*. In: *Historische Anthropologie*. 10. Jg./Nr. 2 (2002), S. 163-182.

⁴⁹ Poovey, *Feminism and Deconstruction*, S. 62.

sind als auch an deren (eigensinnigen und ggf. widerständigen) Aneignung.⁵⁰ Inzwischen wird ein kreativer Eklektizismus praktiziert, der versucht, Perspektiven und Analysekatégorien unterschiedlicher Ansätze zu kombinieren. Als Zusammenspiel von Diskurs und Erfahrung hat beispielsweise Gunilla-Friederike BUDDÉ die Entstehung der sog. Frauenfrage in Deutschland interpretiert, die im letzten Drittel des 19. Jahrhundert v.a. als Sorge um die Zukunft der unverheiratet gebliebenen Töchter des Bürgertums artikuliert wurde. Entgegen den öffentlichen Bekundungen war die Zahl dieser Frauen kaum gestiegen, so dass auch die an dieses diskursiv entstandene Problem gekoppelte Frauenfrage letztlich als Ergebnis eines Diskurses anzusehen ist. Allerdings spiegelte dieser Diskurs insofern neue Erfahrungen wider, als veränderte sozioökonomische Bedingungen dem Bürgertum das „Mitdurchziehen“ lediger Verwandter erschwerte. Mit einer sinkenden Akzeptanz konfrontiert, strebten die betroffenen Frauen nach einer Verbesserung von Ausbildungs- und Erwerbschancen – nicht zuletzt mit Hilfe der Frauenbewegung als Sprachrohr ihrer Interessen. Ein Prozess der Neudefinition der Frauenrolle war eingeleitet, an dem aber alle Betroffenen Teil hatten. Das Wechselspiel von Diskurs auf der einen Seite und Erfahrungen, Handlungspraxis und Identität auf der anderen Seite machte Frauenfrage und Frauenbewegung demnach erst möglich.⁵¹

Eher im Bereich der Quellenkritik ist eine weitere integrative Herangehensweise anzusiedeln, die literaturwissenschaftlich inspiriert ist und sich mit der narrativen Struktur von Quellen, aber auch von geschichtswissenschaftlichen Darstellungen befasst.⁵² Untersucht wird, ob bestimmte narrative Muster, die beim Verfassen der Quelle weit verbreitet waren, übernommen wurden. Denn mit Hilfe des Narrativen wird das ‚Unfassbare‘ in den Horizont des Denkbaren einge-

passt.⁵³ Dabei interessieren aus historischer Perspektive im Besonderen stereotype Erzählmuster (weil hier die Glättung von vergangenen Wirklichkeiten naheliegt) oder auffällige Abweichungen, die ggf. auf den Einsatz von Figuren als Metaphern schließen lassen. Beispielsweise schließt CLARK in ihrer Analyse frühchristlicher Texte aus ungewöhnlich positiven Frauenbeschreibungen eher auf einen metaphorischen Einsatz von Frauenfiguren (z.B. als Weisheit) als auf einen tatsächlichen Machtzuwachs für Frauen.⁵⁴ Diese Herangehensweise ist zwar diskursanalytisch inspiriert, weil sie ebenfalls analysiert, wie mit Sprache Bedeutung konstituiert wird. Doch fokussiert sie dabei stärker auf die Form als auf Inhalte, indem sie die quellenimmanenten narrativen Funktionen mit berücksichtigt. Und im Unterschied zu rein dekonstruktivistisch angelegten Forschungen interessiert hier gerade das Verhältnis zwischen den narrativierten Diskursen und den Erfahrungen konkreter historischer Personen.

2. Plädoyer für eine geschlechter-sensible Kommunikations-geschichte

Wie lassen sich nun alle diese Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichten produktiv in der Kommunikationsgeschichte einsetzen? Dies will ich im Folgenden anhand der Berufsgeschichte des Journalismus illustrieren, weil deren Standardwerke suggerieren, Frauen hätten bis in die 1920er Jahre auf diesem Arbeitsfeld eine quantität negligible dargestellt.⁵⁵

Journalismus als Beruf aus frauen-geschichtlicher Perspektive

Eine frauengeschichtliche Herangehensweise legt die Untersuchung des Journalismus als Frauenbe-

⁵⁰ Vgl. resümierend Opitz, Um-Ordnungen der Geschlechter, S. 118f.

⁵¹ Vgl. Gunilla-Friederike Budde: Das Geschlecht der Geschichte. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. München 1997, S. 125-150, hier S. 132.

⁵² Vgl. exemplarisch Canning, Problematische Dichotomien, sowie Clark, The Lady Vanishes, und Angelika Epple, Historiographieggeschichte als Diskursanalyse und Analytik der Macht. Eine Neubestimmung der Geschichtsschreibung unter den Bedingungen der Geschlechtergeschichte. In: L'homme. 15. Jg./Nr. 1 (2004), S. 77-96.

⁵³ So z.B. Trouillot in seiner Analyse der Narrativierung der Haitianischen Revolution von 1790. Vgl. Michel-Rolph

Trouillot: Silencing the Past. Power and the Production of History. Boston/Mass. 1997.

⁵⁴ Vgl. Clark, The Lady Vanishes, S. 30.

⁵⁵ In der kollektivbiographischen Studie von Kurt Brunöhlers, die sich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts widmete, findet sich keine einzige Frauenbiographie (Die Redakteure der mittleren und größeren Zeitungen im heutigen Reichsgebiet von 1800 bis 1848. Bottrop 1933). Auch bei Rolf Engelsing (Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland. Berlin 1966) lassen sich keine nennenswerten Hinweise auf weibliche Journalisten ausmachen. Bei Jörg Requate, der zur Beschreibung des Journalistenberufs im gesamten 19. Jahrhundert immerhin 781 Journalisten-Biographien auswertete, fanden gerade einmal drei Frauen

ruf nahe. Dabei konzentrieren sich Studien, die dem *Ergänzungsansatz* folgen, darauf, Frauen aufzuspüren, die in der Vergangenheit journalistisch tätig waren, um sie ihren männlichen Kollegen an die Seite zu stellen. Dies ist in biographischen Arbeiten über exponierte Journalistinnen,⁵⁶ aber auch in Form von Werkdokumentationen⁵⁷ bereits vereinzelt geschehen, wenngleich in diesen Darstellungen Auswirkungen von differenter Handlungsspielräumen, gesellschaftlichen Platzierungen und Geschlechterdiskursen selten im Vordergrund stehen. Diese Kritik soll aber keinesfalls den Wert solcher Abhandlungen schmälern, denn das ‚Hinzufügen‘ von Journalistinnen stellt einen ersten wichtigen Schritt zur Rekonstruktion einer verschütteten Vergangenheit dar.

Ebenso wenig sollte es als ‚naiv‘ abgetan werden, wenn sich Arbeiten zur Journalismusgeschichte mit der Diskriminierung von Journalistinnen beschäftigen. So sind nicht nur hinsichtlich der Bezahlung Benachteiligungen nachweisbar,⁵⁸ sondern auch hinsichtlich des Berufszugangs. Die „Lex Otto“ – ein sächsisches Pressegesetz, das 1851 die unliebsame „Frauen-Zeitung“ von Louise Otto-Peters zum Schweigen bringen sollte und deshalb Frauen generell von Leitungspositionen im Journalismus ausschloss – hatte durchaus noch weitere Auswirkungen auf die Publikationsmöglichkeiten von Frauen.⁵⁹

Festzuhalten ist, dass die frühen Arbeiten über ‚verschüttete‘ Journalistinnen und Diskriminierungsphänomene die Materialbasis dafür geschaffen haben, eine Fraueneigengeschichte des Journalismus zu konzipieren, die bestehende Peri-

odisierungen, etablierte Deutungen und bevorzugte Kategorisierungen der Journalismusgeschichte modifiziert. Eine historische Journalismusforschung in der Tradition der *kritischen Fraueneigengeschichte* würde sich z.B. die Frage stellen, ob die v.a. in Forschungen zum 19. und 20. Jahrhundert vielfach praktizierte Gleichsetzung von Redakteuren und Journalisten den Blick auf den weiblichen Anteil am Journalismus verstellt.

Konsultiert man beispielsweise Jörg REQUATES Standardwerk zur Berufsgeschichte des Journalismus im 19. Jahrhundert, dann müsste man auf einen Frauenanteil von weniger als einem halben Prozent schließen. Denn unter den 781 untersuchten Journalisten fanden sich gerade einmal drei Frauen.⁶⁰ Versucht man hingegen, mit Hilfe von Sophie PATAKYS „Lexikon der Feder“ (1898)⁶¹ die Zahl derjenigen Frauen zu erfassen, die damals auch (aber meist nicht ausschließlich) für Periodika schrieben, dann kommt man für das ausgehende 19. Jahrhundert auf über 1.000 Frauen.⁶² Diese Diskrepanz lässt sich relativ schnell mit den Stichprobenkriterien REQUATES erklären. In seiner Studie wurden überproportional solche Journalisten berücksichtigt, die dem bürgerlichen Milieu entstammten, bei größeren Tageszeitungen der ‚Gesinnungspresse‘ arbeiteten und v.a. angestellt waren. Ohne die Verdienste der Requatschen Studie schmälern zu wollen, sollte die Frage aufgeworfen werden, inwieweit diese Gruppe die damals journalistisch Tätigen tatsächlich repräsentiert. Johannes RAABE und Markus BEHMER haben in ihren Ausführungen zur Sozialität des Journalistenstandes des 19. Jahrhunderts bereits kritisch angemerkt, dass freie Journalisten

Aufnahme in die Stichprobe (Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Göttingen 1995). Und Thomas Enke schließlich, dessen Studie sich auf Berliner Zeitungen von 1878 bis 1914 bezieht, konnte ebenfalls nur drei Frauen nachweisen, die neben 521 Männern in Berliner Redaktionen arbeiteten (Die Presse Berlins in der Statistik des Königlichen Polizeipräsidiums (II). Eine Bestandsaufnahme zur Entwicklung der Tageszeitungen in der Reichshauptstadt zwischen 1878 und 1913/14. In: Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus. 16. Jg./Nr. 1 [1988]. S. 34-42, hier S. 40f.).

⁵⁶ Bei den biographischen Arbeiten handelt es sich häufig um Qualifikationsarbeiten, die i.d.R. unveröffentlicht bleiben. Vgl. exemplarisch die inzwischen etwas veraltete Bibliographie von Jutta Röser: Frauen-Medien-Forschung. Graue Literatur 1980-1992. Eine kommentierte Bibliographie. Münster 1993.

⁵⁷ Hier sind exemplarisch die „Meisterwerke des modernen Journalismus“ zu nennen, in denen sich zahlreiche Beiträge von Frauen finden. Vgl. Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus. München 1992.

⁵⁸ Vgl. Elisabeth Klaus: Aufstieg zwischen Nährkränzchen und Männerkloster. Geschlechterkonstruktionen im Journalismus. In: Johanna Dorer/Brigitte Geiger (Hrsg.): Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden 2002, S. 170-190, hier S. 173.

⁵⁹ Vgl. Ulla Wischermann: Frauenpublizistik und Journalismus. Vom Vormärz bis zur Revolution von 1848. Weinheim 1998, S. 108-112.

⁶⁰ Vgl. Requate, Journalismus als Beruf, S. 136 und S. 150.

⁶¹ Sophie Pataky (Hrsg.): Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1898), Pforzheim 1987.

⁶² Ein genauere Analyse der hinsichtlich beruflicher Platzierung und Sozialität von Journalistinnen um 1900, die überwiegend auf der Auswertung des Lexikons „Frauen der Feder“ beruht, wird demnächst zugänglich sein. Vgl. Susanne Kinnebrock: Schreiben für die (politische) Öffentlichkeit – Frauen im Journalismus um 1900. In: Caroline Bland/Elisa Müller-Adams (Hrsg.): Frauen und der literarische Markt 1780-1918. Bielefeld 2007.

und Verleger-Redakteure nicht erfasst wurden und damit die Problematik thematisiert, dass nur Journalisten im Angestelltenstatus berücksichtigt wurden. Darüber hinaus gaben sie zu bedenken, dass mit der Konzentration auf die Gesinnungspresse diejenigen, die für andere Medien arbeiteten, aus dem Blick gerieten, also zum einen diejenigen Journalisten und Journalistinnen, die überwiegend kleine Heimatzeitungen, massenattraktive Generalanzeiger und sozialdemokratische Parteizeitungen belieferten,⁶³ zum andern solche, die für den großen und vielgestaltigen Markt der Zeitschriften arbeiteten. Aus Genderperspektive ist v.a. das Ausblenden der MitarbeiterInnen und RedakteurInnen von Zeitschriften problematisch. Denn die bei PATAKY dokumentierten Lebensläufe weisen ebenso wie die Ergebnisse einer Journalistinnen-Enquête aus dem Jahr 1905⁶⁴ darauf hin, dass die „Frauen der Feder“ in großem Maße für Zeitschriften der Unterhaltungs- und Frauenpresse geschrieben haben.

Eine Journalismusgeschichte in der Tradition der kritischen Fraueneigenengeschichte würde deshalb die Einwände von RAABE und BEHMER aufnehmen und weiterführen, indem sie die Kategorie „angestellter Redakteur“ grundsätzlich in Frage stellt. Zwar ist diese auch heute etablierte Kategorie insofern praktikabel, als sie ein eindeutiges Kriterium zur Identifikation von Journalisten und Journalistinnen liefert: den Arbeitsvertrag. Unter Gender-Gesichtspunkten ist es jedoch höchst problematisch, ein Angestelltenverhältnis zum Kriterium des Journalistenstatus zu machen. Denn im 19. Jahrhundert galt die außerhäusliche Erwerbsarbeit just in dem Milieu, dem die meisten Journalisten und Journalistinnen entstammten, dem (Bildungs-)Bürgertum, als ehrenrührig. Außerhäusliche Erwerbsarbeit wurde deshalb gemieden und allenfalls in Form von Heimarbeit betrieben.⁶⁵ Vieles deutet darauf hin, dass Frauen auch ihre journalistische Tätigkeit verheimlichten, indem sie ihren Männern – d.h. Ehemännern, Vätern, Söhnen und Brüdern – unauffällig zur Hand gingen oder als freie Mitarbeiterinnen

Artikel einsandten, die von der Außenwelt unbenutzt am heimischen Schreibtisch entstanden waren.⁶⁶ Die Konzentration auf angestellte Redakteure verstellt jedoch den Blick auf solche Formen der journalistischen Tätigkeit, wurden sie nun von Frauen oder Männern ausgeübt. Und dies erscheint mir umso problematischer, als es sich beim Journalismus im 19. Jahrhundert noch nicht um einen eindeutig konturierten Beruf handelt, sondern um ein sich noch formierendes und ausdifferenzierendes Arbeitsfeld, das vielfältige Betätigungsmöglichkeiten bot.

Eine kritische Fraueneigenengeschichte des Journalismus würde zudem die gängige Periodisierung hinterfragen. So ist hinsichtlich der Integration von Frauen in den Journalismus Paul Dieter BAUMERTS Differenzierung zwischen den Phasen des präjournalistischen, korrespondierenden, schriftstellerischen und redaktionellen Journalismus nicht allzu produktiv.⁶⁷ Legte man diese Phasen zugrunde, dann läge das Ergebnis nahe, mit ein paar Frauenzeitschriften in der Phase des schriftstellerischen Journalismus habe sich das Thema Frau in der Journalismusgeschichte weitgehend erledigt – zumindest bis in die 1920er Jahre hinein.

Stellt man hingegen Fragen nach Rekrutierungsmustern, nach Ausschlusskriterien, nach Handlungsspielräumen und Platzierungen im Journalismus, lassen sich für Frauen abweichende Perioden bilden.⁶⁸ Beispielsweise ergaben sich neue Handlungsräume für Frauen, wenn sie im Kontext einer neuen sozialen Bewegung – v.a. der Frauen- und Arbeiterbewegung – publizistisch tätig wurden. In der Bewegungspresse eröffneten sich nicht nur vielen Frauenrechtlerinnen Betätigungsfelder, sondern ebenso Sozialdemokratinnen. Nicht ohne Grund dürfte eine der ersten, vielleicht sogar die erste Chefredakteurin einer deutschen Zeitung Rosa Luxemburg gewesen sein, die 1898 zwei Monate lang die in Dresden beheimatete „Sächsische Arbeiterzeitung“ leitete. Weitere Einstiegsmöglichkeiten in den Journalismus ergaben sich in der Weimarer Republik, als

⁶³ Vgl. Johannes Raabe/Markus Behmer: Sozialer Wandel und die Sozialität von Medienakteuren. Journalistische Medien und ihre Akteure im Prozess gesellschaftlicher und medialer Ausdifferenzierung. In: Markus Behmer/Friedrich Krotz/Rudolf Stöber (Hrsg.): Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung. Wiesbaden 2003, S. 253-272.

⁶⁴ Vgl. Eliza Ichenhäuser: Die Journalistik als Frauenberuf. Berlin/Leipzig 1905.

⁶⁵ Vgl. Budde, Das Geschlecht der Geschichte, S. 135.

⁶⁶ Vgl. resümierend Susanne Kinnebrock: Frauen und Männer im Journalismus. Eine historische Betrachtung.

In: Martina Thiele (Hrsg.): Konkurrierende Wirklichkeiten. Wilfried Scharf zum 60. Geburtstag. Göttingen 2005, S. 101-132, hier S. 123.

⁶⁷ Vgl. Paul Dieter Baumert: Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie. München/Leipzig 1928. Zum Rückgriff auf diese Periodisierung vgl. aktuell Heinz Pürer/Johannes Raabe. Zur Berufsgeschichte des Journalismus. In: Irene Neverla/Elke Grittmann/Monika Pater (Hrsg.): Grundlagentexte der Journalistik. Konstanz 2002, S. 408-416.

⁶⁸ Vgl. ausführlicher Kinnebrock, Männer und Frauen im Journalismus, S. 106ff.

die außerhäusliche Erwerbsarbeit allmählich auf mehr Akzeptanz stieß, und im II. Weltkrieg, als Frauen quasi als Reservistinnen für ihre männlichen Kollegen an der Front aktiviert wurden.⁶⁹ Eine Berufsgeschichte von Frauen im Journalismus ist also zuweilen von ‚anderen‘ Kontexten abhängig und sollte an ‚anderen‘ Maßstäben gemessen werden.⁷⁰ Zudem dürften Kritikanstöße, die zunächst einer frauengeschichtlichen Perspektive entspringen, den Blick auf Defizite lenken, die weit über die Frauengeschichte hinaus Konsequenzen haben wie beispielsweise die bereits erwähnte Problematisierung der Gleichsetzung von Journalist und Redakteur. Eine Erweiterung etablierter Begriffe scheint also ange raten, mit der aber auch die Entgrenzung dessen, was als Journalismus anzusehen ist, einhergeht.⁷¹

Die dritte Richtung der Frauengeschichte beschäftigt sich mit den Spezifika von *Frauenkul turen*. Diese Herangehensweise ließe sich im Kontext der Berufsgeschichte v.a. auf Journalis tinnen-Clubs und Frauenredaktionen übertragen, was in der US-amerikanischen Forschung auch bereits geschehen ist.⁷² Im deutschsprachigen Raum entstanden reine Frauenredaktionen v.a. im Zusammenhang mit Frauenbewegungs- und Frauenberufszeitschriften. Und hier könnte die Frage aufgeworfen werden, ob sich innerhalb von Frauenredaktionen ‚andere‘, geschlechtsspe zifische Kommunikationsstile herausbildeten – sei es in Bezug auf die Kolleginnen, aber auch die Leserinnen. Beispielsweise finden sich in den Zeitschriften der Frauenbewegung des ausgehen den 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts viele Leserbriefe und Artikel von Leserinnen, die nicht nur auf einen intensiven Austausch zwischen Redaktionen und Leserinnen in Sachfragen hin deuten, sondern auch zuweilen sehr persönlich gehalten waren. So beendete eine heute unbe kannte Frauenrechtlerin ihre kritische Replik zu

den Aufgaben der Stimmrechtsbewegung mit den Worten: „So könnte ich Euch noch vieles sagen, Euch vielwissenden und wohlweisen L.G. Heymann und Genossen, die Ihr schon so männlich geworden seid, daß man von Eurem weiblichen Herzen nichts mehr merkt ...“⁷³ Solche ungewöhnlichen Passa gen lassen sich unterschiedlich deuten. Gemessen an den gängigen Maßstäben eines (Informati ons-)Journalismus, mögen solche Artikel äußerst ‚unprofessionell‘ wirken. Doch sollten sie nicht ausschließlich im Kontext professioneller, aber letztlich von Männern geprägten Qualitätsstan dards analysiert und bewertet werden. Denn viel leicht handelt es sich hierbei um Hinweise auf eine Kommunikationsform, die Teil einer spezifi schen Frauenkultur war und das Persönliche und das Sachliche eng miteinander verband.⁷⁴ Susan HENRY regte diesbezüglich an, nicht nur zu untersuchen, inwieweit sich innerhalb von Frau enkulturen ein weiblicher Journalismus ausprägte, sondern auch wie sich dies auf die Journalis musentwicklung im Ganzen auswirkte.⁷⁵ Damit forderte sie – bereits geschlechtergeschichtlich orientiert – eine Rückbindung der ‚Frauenge schichte des Journalismus‘ an die ‚Allgemeine Journalismusgeschichte‘.

Journalismus als Beruf aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive

Eine *dekonstruktivistisch* angelegte Forschung würdte die Diskurse über Journalismus anvisieren und darin geschlechtsbedingte Polarisierungen und Hierarchisierungen offenlegen. Dabei ließen sich sowohl mediale, aber auch fachwissenschaftliche Debatten über den Journalis mus als Diskurse analysieren. Vielversprechend erscheint v.a. die Untersuchung solcher fachwis senschaftlichen Werke, die die Notwendigkeit einer neuen Fachdisziplin mit der Formierung

⁶⁹ Vgl. zur Verpflichtung von Journalistinnen im II. Weltkrieg Michaela Lindinger, die für das Jahr 1945 in einzelnen Landesverbänden des Reichsverbandes der Deutschen Presse auf österreichischem Gebiet einen Frauenanteil von bis zu 27 Prozent nachweisen konnte: „Geistige Strumpfstickerei“. Situation und Funktion der Journalistinnen im nationalsozialistischen Österreich (1938-1945). In: *medien & zeit* 10. Jg./Nr. 3 (1995), S. 20-27, hier S. 23.

⁷⁰ Zu diesem Resümee kommt mit Bezug auf die US-amerikanische Journalismusgeschichte auch Maurine Beasley: *Recent Directions for the Study of Women's History in American Journalism*. In: *Journalism Studies*. 2. Jg./Nr. 2 (2001), S. 197-220, hier S. 208.

⁷¹ Vgl. ebd., S. 208f. und zur Kritik am engen Begriff des Journalisten S. 213 sowie Margret Lünenborg: *Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden 2005,

S. 214-219.

⁷² Vgl. ebd., S. 213-216.

⁷³ Clara Heinemann: *Nur – Frauenstimmrecht?* In: *Frauenstimmrecht*. 2. Jg./Nr. 5 (August 1913), S. 100-101, hier S. 101. Damit war in erster Linie die ‚Macherin‘ der Zeitschrift „Frauenstimmrecht“, Lida Gustava Heymann, angesprochen. Vgl. zu den Hintergründen dieses Falls Susanne Kinnebrock: *Anita Augspurg (1857-1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik*. Herbolzheim 2005, S. 349f.

⁷⁴ Vgl. dazu auch die Typologie zu Kommunikations- und Interaktionsformen der Frauenbewegungen um 1900 von Wischermann, *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten*, S. 268f.

⁷⁵ Vgl. Susan Henry: *Changing Media History through Women's History*. In: Pamela Creedon (Hrsg.): *Women in Mass Communication*. Second Edition. Newbury Park u.a. 1993, S. 341-362, hier S. 351.

eines ‚neuen‘ gesellschaftlichen Phänomens, des Journalismus, zu begründen suchten. Denn das Neue wird i.d.R. vom Alten abgegrenzt, und dabei dürfte die Grenzziehung zwischen Journalismus als ‚neuem‘ und Schriftstellerei als ‚altem‘ Schreibberuf im Zweifelsfall mit Hilfe von Dualismen erfolgt sein (z.B. Kommerz/Kunst, Information/Unterhaltung, Periodikum/Buch, Fakt/Fiktion und Aktualität/Zeitlosigkeit). Dualismen wiederum sind häufig geschlechtlich überformt, so dass eine Konzipierung des Journalismus und der Schriftstellerei entlang der Polarität Mann/Frau zu erwarten ist. Obgleich diese Thesen noch bearbeitet werden müssen, lässt sich in frühen zeitungswissenschaftlichen Abhandlungen klar ausmachen, dass das Schreiben im politischen Journalismus männlich attribuiert wurde – schließlich ging es ja vermeintlich nur darum, harte Fakten sachlich darzustellen. Frauen dagegen wurde eine gewisse ästhetische und kommunikative Kompetenz zugestanden, die sie für gefälliges, aber nicht allzu tiefeschürfendes Schreiben im Feuilleton oder zur Schriftstellerei zu befähigen schien. *„Die Gabe, auch mit der Feder anmutig und obenhin zu plaudern, ist ihnen oftmals angeboren.“*⁷⁶ So fasste Jakob Julius David schon 1906 dieses weit verbreitete, oftmals essentialisierte und im wissenschaftlichen Diskurs der 1930er Jahre immer wieder repetierte Klischee zusammen.⁷⁷ Eine gründliche Dekonstruktion dieser Klischees steht aber nach wie vor aus.

Eine *akteursorientierte* geschlechterperspektivierte Journalismusgeschichte würde sich hingegen vorrangig für die Frage interessieren, welche Rolle es spielte, ein männlicher oder weiblicher Journalist zu sein. Wie unterschieden sich die Berufserfahrungen und Praktiken, die Handlungsspielräume und Platzierungen? Wann und wo agierten männliche Journalisten als Männer und weibliche als Frauen? Bezogen sie ihr Handeln aufeinander? Welche Rolle spielte Gender (mit all seinen Folgen) für das Funktionieren des Journalismus?

Die Antworten auf diese Fragen stehen für den

deutschen Sprachraum weitgehend aus. Und selbst in den Vereinigten Staaten, wo eine beachtliche Zahl an frauen- und geschlechterperspektivierten Studien zur Journalismusgeschichte entstanden ist, kommt dieser Ansatz, der das „Doing Gender“ beider Geschlechter ins Auge fasst, nur selten zur Anwendung.⁷⁸ Dies ist insofern verwunderlich, als Ergebnisse von frauen(eigen)geschichtlichen Untersuchungen, v.a. Biographien, durchaus Ansatzpunkte liefern, worauf eine Analyse der differentiellen Erfahrungen und gegenseitigen Beziehungen fokussieren könnte. Folgt man z.B. Susan HENRY, dann hat das vergleichsweise neue Wissen um die Wichtigkeit von familiären Beziehungen und sozialen Netzwerken im Berufsalltag von US-amerikanischen Journalistinnen die Aufmerksamkeit der Forschung auf die Formen und die Relevanz der sozialen Einbindung männlicher Journalisten gelenkt – mit der Folge, dass das in der US-amerikanischen Journalismusgeschichte gern repetierte Bild des autonom agierenden Journalisten langsam verblasst.⁷⁹

Zudem sollte nicht unterschätzt werden, dass die akteursorientierte Berufsgeschichte mit der Oral History eine Methode zur Generierung zusätzlicher Quellen einsetzen kann. Soweit die Phase der Nachkriegszeit bearbeitet wird, lassen sich damit geschlechterdifferente Berufserfahrungen und Praktiken, aber auch soziale Beziehungsgeflechte rekonstruieren. Wann und inwieweit sich Journalisten und Journalistinnen aufgrund ihres Geschlechts an einen bestimmten Platz verwiesen fühlten, wann und wie sie ihr Geschlecht im Berufsalltag einsetzten oder verbargen und inwieweit Berufsbeziehungen auch Geschlechterbeziehungen waren, all dies ließe sich aus biographischen Interviews herauslesen. Und parallel könnten die Bedeutungen anderer Kategorien (z.B. Schicht, Milieu und Bildung) und ihres Verhältnisses zum Geschlecht aufgezeigt werden.

Integrative Ansätze schließlich würden versuchen, das Erleben und Handeln im Berufsalltag mit den Diskursen über den Journalismus abzugleichen.

⁷⁶ Jakob Julius David: Die Zeitung. Frankfurt am Main 1906, S. 96.

⁷⁷ Vgl. zum wissenschaftlichen Diskurs z.B. Otto Groth: Die Zeitung: ein System der Zeitungskunde (Journalistik). Viertes Band, Mannheim/Berlin/Leipzig 1930, S. 71-74.; Emil Dovifat: Die Frau in der politischen Zeitungsarbeit. Gegenwartslage und Zukunftshoffnungen. In: Mitteilungen des Reichsfrauenbeirats der Deutschen Zentrumspartei. 6. Jg./Nr. 4 (1931), S. 117f. (dokumentiert in: Fritz Hausjell: Die Journalistinnen.

Urteile von Zeitgenossen. In: medien & zeit. 2. Jg./Nr. 1 [1987], S. 22-33) und Adolf Dresler: Die Frau im Journalismus. München 1936, S. 8.

⁷⁸ Vgl. die Bibliographie von Catherine C. Mitchell: Bibliography Scholarship on Women Working in Journalism. In: American Journalism. 7. Jg./Nr. 4 (1990), S. 33-38 sowie Beasley, Recent Directions for the Study of Women's Journalism in American History, S. 212.

⁷⁹ Vgl. Henry, Changing Media History though Women's History, S. 347 und S. 354f.

Dabei dürfte v.a. die Untersuchung derjenigen Bereiche aufschlussreich sein, in denen Diskurs und Alltagspraxis diametral gegenüberstanden. Wie konnte man als Frau v.a. im politischen Journalismus bestehen, obgleich zentrale Berufsnormen wie Objektivität männlich belegt waren?⁸⁰ Oder wie gingen Männer damit um, in weiblich konnotierten Journalismusbereichen tätig zu sein? Und welche Anstrengungen wurden unternommen, um Diskurs und Berufswirklichkeit in Einklang zu bringen? Bisherige Studien haben sich diesen Fragen allenfalls ansatzweise genähert, wenn sie z.B. die Rechtfertigungsstrategien solcher Journalistinnen des ausgehenden 18. Jahrhunderts untersuchten, die als Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften in die männlich konzipierte öffentliche Sphäre getreten waren.⁸¹ Auch hier liegt also noch ein großes Forschungsgebiet brach, wobei Biographien ein Weg sein könnten, die (widerständige) Aneignung oder Weiter-schreibung von Diskursen zu verfolgen.⁸² Was die vergleichsweise neue Richtung der Geschlechtergeschichte anbelangt, die narrative Strukturen in Quellen und Geschichtsdarstellungen untersucht, so sind mir bislang für den deutschsprachigen Raum keine Studien mit Bezug auf die Journalismusgeschichte bekannt. Dies ist aber insofern nicht verwunderlich, als

dieser Ansatz auch innerhalb der Geschlechtergeschichte vergleichsweise neu ist und bislang bevorzugt zur Dekonstruktion der (geschlechterbestimmten) „Meistererzählungen“ (Metanarratives) der Geschichtswissenschaft herangezogen wurde.⁸³ Ob sich auf dem vergleichsweise kleinen Feld der Journalismusgeschichte ebenfalls Meistererzählungen etabliert haben und inwieweit diese geschlechterbestimmt sind, muss derzeit noch als offene Frage gelten.

Journalismusgeschichte ist nur ein Bereich der Kommunikationsgeschichte, und die Liste an Fragen, die eine frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektivierung anstoßen könnte, ließe sich mit Blick auf andere Felder der Kommunikationsgeschichte noch um einiges erweitern.⁸⁴ Ein kurzes Fazit sollte deshalb lauten: Viele Fragen, wenig Antworten. Wolfgang R. LANGENBUCHERS Diktum: „Kommunikationsgeschichte endlich schreiben!“⁸⁵ hat also nach wie vor Gültigkeit. Aber: keine Kommunikationsgeschichte mehr, die von der symbolischen und praktischen Bedeutung geschlechtsspezifischer Ordnungsmuster absieht; mithin eine, die durchaus „besonderen“ Folgen erwähnt, die von Strukturen, Machtverhältnissen oder Institutionen auf Frauen bzw. Männer ausgehen.⁸⁶

Susanne KINNEBROCK (1966)

Dr. phil., ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München und Habilitandin an der Universität Erfurt. Forschungsschwerpunkte: deutsche Kommunikationsgeschichte von der Kaiserzeit bis zum Nationalsozialismus, Frauen und Öffentlichkeit, Narrativität im Journalismus, E-Learning.

Aktuelle Buchpublikationen: Susanne Kinnebrock (2005): Anita Augspurg (1957-1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik. Eine kommunikationshistorische Biographie; William Uricchio/Susanne Kinnebrock (Ed.) (2006): Media Cultures.

Heidelberg: Universitätsverlag Winter.

Kontakt: kinnebrock@web.de

⁸⁰ Zur Konstruktion von Objektivität als männlich vgl. Beasley, *Recent Directions for the Study of Women's History in American Journalism*, S. 211.

⁸¹ Vgl. exemplarisch Helga Brandes: *Das Frauenzimmer-Journal. Zur Herausbildung einer journalistischen Gattung im 18. Jahrhundert*. In: Dies. (Hrsg.): *Deutsche Literatur von Frauen. Band 1. Vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München 1988, S. 452-468, hier S. 464-468; Britta-Angela Kirstein: *Marianne Ehrmann. Publizistin und Herausgeberin im ausgehenden 18. Jahrhundert*. Wiesbaden 1997; Ulrike Weckel: *Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum*. Tübingen 1998.

⁸² Vgl. Beasley, *Recent Directions for the Study of Women's History in American Journalism*, S. 211f.

⁸³ Innerhalb der Geschichtswissenschaft dauert die Debatte

um die narrative Konturiertheit von Geschichtsdarstellungen aber bereits länger an. Vgl. überblickshaft Georg G. Iggers: *Geschichtstheorie zwischen postmoderner Philosophie und geschichtswissenschaftlicher Praxis*. In: *Geschichte und Gesellschaft*. 26. Jg./Nr. 2 (2000), S. 335-346.

⁸⁴ Vgl. auch Nicole Kinsky: *Auf dem Weg zu einer feministischen Kommunikationsgeschichte*. In: *medien & zeit*. 10. Jg./Nr. 1 (1995), S. 12-18.

⁸⁵ Vgl. Wolfgang R. Langenbucher: *Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben*. In: *medien & zeit* 2. Jg./Nr. 3 (1987), S. 13-16.

⁸⁶ Hier ist ein Zitat Ute Daniels abgewandelt, die diese Forderung für die Allgemeine Geschichte aufgestellt hat. Vgl. Ute Daniel: *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. 4., verbesserte und ergänzte Auflage. Frankfurt 2004, S. 325.